

Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen

Predigt St. Petrus am 30.3.2025

Karl-Josef Kuschel

Meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer,

Das Schlüsselwort unserer Predigtreihe heißt „Sehnsucht“. Wir haben zwei eindrucksvolle Ansprachen dazu von dieser Stelle schon gehört: Von Dorothea Kliche-Behnke und von Hermann Merkle. Ich werde dieses Mal keine Auslegung der Schrifttexte vornehmen, vielmehr zu diesem großen Wort eine kleine Geschichte beisteuern. Sie ist meine eigene und beginnt mit der Aufnahme meines Studiums der Theologie, ab dem WS 1969/70 hier in Tübingen. Ich bin 22 Jahre alt. Und das Ur-Wort „Sehnsucht“, „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ hat sich seither meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt.

Man macht sich heute vielleicht zu wenig klar, mit welchen Herausforderungen wir Theologiestudierenden uns damals konfrontiert sehen. Ich meine die Generation der Achtundsechziger, zu der ich gehöre. Von meiner bürgerlich-katholischen Sozialisation her bin ich darauf schlecht vorbereitet. Wer „immer noch“ Christ sein will, muss sich wie nie zuvor rechtfertigen. Auch Mitstudierenden gegenüber fühle ich mich oft genug in der Defensive, wenn ich mich zu meinem Studienfach „Theologie“ bekenne. Ich sehe den mitleidigen bis verächtlichen Blick: „Wie kann man das heute noch studieren? Und dann auch noch 'katholische' Theologie?“ Ich sehe mich in die Rolle eines geistig Minderbemittelten, eines Hinterwäldlers gedrückt, der es „immer noch nicht kapiert“ hatte. Wie aber der Häme entkommen, ohne an ihr zu scheitern? Wie bei der Sache der Theologie bleiben, wenn einem der Wind der Ideologiekritik scharf ins Gesicht bläst? Und den Zeitgeist damals beherrschte eine kritische marxistische oder rationalistische Philosophie. Religion schien mit der Religionskritik seit der Aufklärung erledigt. Was also soll ein Studium der Theologie heute noch?

Da ist es ausgerechnet einer der damals maßgebenden Philosophen der Gegenwart, *Max Horkheimer* (1895-1973), der mir half und zwar *in* völlig unerwarteter Weise.

1933 von seinem Lehrstuhl an der Universität Frankfurt wegen jüdischer Abstammung vertrieben, überlebt er mit seinem „Institut für Sozialforschung“ durch Exile in der Schweiz und den USA, war aber Anfang der fünfziger Jahre an die Universität Frankfurt zurück gekehrt und hatte sich zusammen mit Theodor W. Adorno zu einem der einflussreichsten philosophischen Denker in Deutschland profiliert.

1970 nun, ich bin mitten im Studium hier in Tübingen, veröffentlicht das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ ein ausführliches Gespräch mit ihm. Ich lese es wie „elektrisiert“. Soeben noch mit meinem Entschluss zum Theologiestudium intellektuell in der Defensive, horche ich auf, als ich ausgerechnet von einem Philosophen wie Horkheimer diese Sätze lese: „Ich habe geschrieben, dass Politik, welche nicht Theologie ..., damit auch natürlich Moral, in sich bewahrt, letzten Endes Geschäft bleibe“.

„Theologie“? Rede von Gott? Was er damit meine, wird Horkheimer gefragt und er antwortet zunächst: Rein rational ließe sich „keine moralische Politik ableiten“ erklärt er. Denn rein wissenschaftlich betrachtet, sei „Hass ... nicht schlechter als die Liebe“. Es gäbe „keine wissenschaftlich zwingende Begründung, warum ich nicht hassen soll, wenn ich mir dadurch im gesellschaftlichen Leben keine Nachteile zuziehe. Alles, was mit Moral zusammenhängt, geht logisch letzten Endes auf Theologie, jedenfalls nicht auf säkulare Gründe zurück, wie sehr man sich auch bemühen mag, die Theologie behutsam zu fassen“. „Also auf Gott?“ wird Horkheimer gefragt, und er antwortet: „Zumindest weiß ich, dass die Welt Erscheinung ist. Wie wir sie kennen, ist sie nicht absolut, sondern Ordnungsprodukt unserer intellektuellen Funktionen. Jedenfalls ist sie nicht das Letzte“.

Zugleich aber gibt es „keine Gewissheit, dass es einen allmächtigen Gott“ gibt. Was aber bleibt dann? Horkheimers Antwort: „Die Sehnsucht“! „Die Sehnsucht danach, dass es bei dem Unrecht, durch das die Welt gekennzeichnet ist, nicht bleiben soll. Dass das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge. Diese Sehnsucht gehört zum wirklich denkenden Menschen“. Ja, es gelte, „dem Willen Ausdruck zu geben, dass dieses Unrecht, dass der eine schuldlos zu Tode gemartert wird und der Henker triumphiert, nicht das letzte Wort“ sei. Mörder dürfen nicht über ihre Opfer triumphieren.

Sie ahnen sicher, was bei Horkheimer persönlich im Hintergrund steht: die sechs Millionen Toten des Volkes, dem er sich zugehörig fühlt und dessen rassistischer Vernichtung er entkommen war. Und Sie ahnen auch, was solche Sätze für mich damals als Studenten der Theologie bedeutet haben. Hier hat ausgerechnet der Vertreter der den damaligen Zeitgeist maßgeblich mitbestimmenden Philosophie öffentlich erklärt, dass „Religion“, näherhin „Theologie“, Rede von Gott, trotz allem etwas Erhaltens- und Schützenswertes ist. Denn das Unabgegoltene in der Geschichte verlangt eine Antwort, welche die Geschichte selbst nicht geben kann. Eine Antwort auf die Fragen der unschuldigen Opfer. Sie schreien buchstäblich „zum Himmel“! Schreien nach Gerechtigkeit. Die „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ ist also bei

Horkheimer immer auch eine Sehnsucht nach Gerechtigkeit *für* „die Anderen“, will sagen: *für* die in der Geschichte Vergessenen, Verachteten, Marginalisierten, kurz: für die Opfer, auch die Opfer der Shoah, ein Ausdruck, der die Vernichtung des europäischen Judentums in Nazi-KZs zusammenfasst.

Viele Jahre später, als ich mich wieder mit Horkheimers Denken befasse, frage ich mich zunächst neugierdehalber, ohne große Erwartung an etwas Besonderes: Wo mag sich das Grab des Mannes befinden, dem ich damals so viel an Einsichten verdanke? Ich entdecke auf einem Foto: 1973 mit 78 Jahren gestorben, hat Horkheimer sich auf einem *jüdischen* Friedhof beerdigen lassen: dem in Bern. Der Grund? Ganz offensichtlich als Zeichen der Verbundenheit mit seinen Eltern, *Moriz und Babette Horkheimer*, einem wohlhabenden Fabrikantenehepaar aus Stuttgart-Zuffenhausen, das 1939 eben noch rechtzeitig der Deportation durch Flucht aus Nazi-Deutschland in die Schweiz hatte entkommen können und das hier seit 1945 bzw. 1946 sein Grab gefunden hatte.

Eine erste Überraschung, hatte Horkheimer persönlich doch sonst keine Verbindungen zu Bern. Die zweite: Dasselbe Foto zeigt, dass auf seiner Grabplatte nicht nur die Namen der Bestatteten, sondern auch ein biblischer Vers eingelassen ist: „Denn Du Ewiger bist meine Zuversicht Ps. 91.“. Das Zitat entspricht Vers 9 aus Psalm 91. Die dritte: Ich entdecke in den Spätschriften von Horkheimer, dass es von ihm persönlich eine Auslegung von Psalm 91 gibt. Er hatte sich 1968 an einer Hörfunkreihe mit dem Titel „Mein Psalm“ beteiligt.

Ich spüre, dass ich dieses Grab sehen muss, um ihm die Ehre zu erweisen. Aber erst Anfang September 2021 kann ich pandemiebedingt nach Bern reisen. Es ist ein Sonntagmorgen bei warmem Spätsommerwetter. Ich finde sein Grab. Nach jüdischer Tradition sind kleine Steine darauf gelegt. Auch ich lege eins hinzu, als ich mit einer Kopfbedeckung an Horkheimers Grab trete und dann noch einmal den Vers spreche: „*Denn Du Ewiger bist meine Zuversicht*“.

Ich bin der einzige Besucher an diesem sonnendurchfluteten Vormittag. Ich setze mich auf eine der nahe gelegenen Bänke, atme die Stille dieses Ortes und lese den ganzen Psalm noch einmal, im Alten Testament, das ich mitgenommen hatte. Ein kostbarer Moment der stillen Einkehr. Aber ich erschrecke beinahe angesichts der Aktualität dieses uralten Textes: „Nicht fürchtest du vor dem Schrecken der Nacht“, wird hier dem Gott vertrauenden Beter zugesagt, „vor der Pest, die im Dunklen schleicht, vor der Seuche, die

wüthet am Mittage“ (Ps 91, 5f.).√ Gesprochen mitten in die Zeit der Pandemie. Anschließend nehme ich mir noch einmal die kurze Auslegung von Horkheimer vor. „Die Juden“, schreibt er, „die durch Jahrtausende den Psalm gesungen haben, wollten auf das Lob des Gottes nicht verzichten, der zuletzt sie selbst und die Gerechten aller Völker retten wird“. *„Der sie selbst und die Gerechten retten wird“*? Da ist es wieder, dieses Motiv der Sehnsucht danach, dass es bei dem Unrecht nicht bleiben und es eine Gerechtigkeit für die Opfer der Geschichte über den Tod hinaus geben möge.

Ich hatte damals zu begreifen begonnen und halte bis heute daran fest: Als Glaubende an den Gott, der Jesus Christus von den Toten auferweckt hat, sind wir Christen unerbittliche Widerständler gegen das Vergessen der Opfer. Leidenschaftliche Protestleute gegen den Tod und die alles banalisierende Vergleichgültigung des Lebens. Vor allem begriff ich, und bin seither davon zutiefst überzeugt, dass beides zusammenhängt: Dem Tod die alleinige Macht lassen, hieße, die Machtverhältnisse auf Erden letztlich hinzunehmen. Der Tod wäre dann gerade nicht nur der egalitäre „Schnitter“, der alle gleich trifft, sondern auch ein Komplize der Mächtigen, der Herren dieser Welt. Ein mir unerträglicher Gedanke. „Das könnte manchen Herren so passen / Wenn mit dem Tode alles beglichen / Die Herrschaft der Herren, die Knechtschaft der Knechte“ / Bestätigt wäre für immer“. Hat der Schweizer Pfarrer und Poet Kurt Marti einmal gedichtet.

Kurz: Die Rede von Gott als Sehnsucht nach einer letzten Instanz von Gerechtigkeit ist für mich weder eine Weise der Vertröstung noch der Beschwichtigung, sondern Ausdruck meines Vertrauens, dass die Unrechtsverhältnisse der Geschichte nicht das letzte Wort behalten. Mörder dürfen nicht über ihre Opfer triumphieren. Horkheimers jüdisch fundiertes Denken hat mich in meiner christlichen Überzeugung entschieden gestärkt.

Zur Vertiefung sei auf die literarische Autobiographie von Karl-Josef Kuschel verwiesen: Magische Orte. Ein Leben mit der Literatur. Stuttgart-Ostfildern (Patmos Verlag) 2022, Aus Kap. I: Max Horkheimers folgenreiches Gespräch / Max Horkheimers Grab und der Psalm 91, S. 53-61.